



Sendung vom 01.09.2008, 20.15 Uhr

Andreas Ebert
Leiter Spirituelles Zentrum St. Martin München
im Gespräch mit Dr. Sabine Rauh

- Rauh:** Herzlich willkommen zum alpha-Forum. Heute ist bei uns im Studio Pfarrer Andreas Ebert zu Gast. Er ist Leiter des Spirituellen Zentrums St. Martin in München. Herzlich willkommen, Herr Ebert. Bei einem "Spirituellen Zentrum" denkt man sich alles Mögliche, man assoziiert es aber nicht unbedingt mit der evangelischen Kirche. Sie haben bereits von Spiritualität gesprochen, als noch nicht jeder in der evangelischen Kirche wusste, wie man dieses Wort buchstabiert. Sehen Sie sich als einen Pionier?
- Ebert:** Na ja, das ist übertrieben. Man muss sagen, dass das Wort "Spiritualität" in jüngster Zeit eine gewisse Inflation erlebt hat, vor allem außerhalb der Kirche. Viele Leute sagen ja heute: "Ich bin nicht religiös, aber ich bin spirituell." Wenn man dann aber nachfragt, was Spiritualität eigentlich heißt, dann weiß eigentlich keiner so genau eine Antwort darauf zu geben. Teile der Kirche haben dieses Thema in der Tat zuerst einmal mit spitzen Fingern angefasst, obwohl dieses Wort eigentlich ein christliches Wort ist: "Spiritualität" kommt von "spiritus", also von "Geist", vom "Heiligen Geist". Spiritualität ist eigentlich die Innenseite von Religion. Sie ist nicht die äußere Form von Religion: Diese brauchen wir auch, denn echte spirituelle Menschen werden es nie ablehnen, dass es auch äußere Formen und vielleicht sogar Institutionen braucht. Aber in der Spiritualität geht es um das Innere, um das, was im Menschen passiert, um die innere Begegnung des Menschen mit dem Göttlichen oder mit Gott, um die Praxis des Glaubens, also um Gebet und um Meditation, aber auch um das Handeln, das getragen wird von diesem inneren Geist.
- Rauh:** Und dafür gibt es jetzt ein Spirituelles Zentrum. Wie muss man sich das vorstellen?
- Ebert:** Es gibt sogar zwei, es gibt eines in München und eines in Nürnberg. In Nürnberg ist das das Spirituelle Zentrum im Haus "eckstein", in München ist es das Spirituelle Zentrum St. Martin am Glockenbach. Ein spirituelles Zentrum ist zunächst einmal eine Kirche, die auch noch ganz normal als Kirche weiter genutzt wird. Unsere Kirche ist eine Dependence der großen Lukaskirche: Sie liegt in einem Hinterhof im Münchner Glockenbachviertel und stammt aus den 60er Jahren. In diesem Spirituellen Zentrum gibt es vor allem Angebote, die es ansonsten nur recht selten gibt in der Kirche. Da gibt es z. B. die Körperarbeit. Die christliche Religion bzw. die christliche Tradition hat ja den Körper sträflich vernachlässigt. Und dies, obwohl wir die

einzigste Religion sind, die daran glauben, dass Gott Mensch geworden ist, dass er Fleisch geworden ist. Wir glauben also an die Verkörperung Gottes, und doch ist im Christentum bereits sehr früh eine Körperfeindlichkeit eingezogen. Demgegenüber war in den östlichen Religionen, die eigentlich eine ganz andere Theologie haben, seltsamerweise immer schon klar, dass der spirituelle Weg, der Weg des Geistes und auch des Gebetes, immer beim Körper beginnt. Wenn ein Mensch nicht in Frieden und Harmonie mit seinem Körper ist, dann ist die Gefahr sehr groß, dass die spirituellen oder geistigen Dinge irgendwo auf einer "Wolke" stattfinden, aber nicht real im Leben verwurzelt sind. Wir müssen also von den östlichen Religionen lernen, wie wichtig der Körper ist, das Körpergebet. Auf diesem Gebiet haben wir z. B. über Yoga, Tai Chi oder Qigong usw. bereits viel gelernt. Es gibt da wunderbare Übungen, durch die Menschen die Erfahrung machen können, dass sie das näher zu sich selbst bringt, dass sie das in eine intensivere Selbstwahrnehmung bringt. Diese Selbstwahrnehmung ist aber eigentlich auch eine Voraussetzung für das Gebet und die Meditation.

Rauh: Das ist also eines Ihrer Angebote: so etwas zu lernen und zu üben.

Ebert: Das ist sozusagen die Vorbereitung auf Spiritualität. Der Einstieg in die Spiritualität erfolgt nämlich in der Regel oder zumindest ganz häufig – und das müssen wir als Christen eben erst wieder neu lernen – über den Körper. Der nächste Schritt ist dann die Meditation. Es gibt ja sehr viele Formen östlicher Meditationen: Viele Menschen sind, weil sie im Christentum auf diesem Gebiet so viel vermisst haben, sozusagen nach Osten ausgewandert und haben Zen-Meditation betrieben oder tibetanische Mantra-Meditation usw. Das hat in den 50er und 60er Jahren angefangen und dann kamen einige zurück – es waren übrigens auch viele katholische Ordensleute, die das gemacht haben – und haben gefragt: "Gibt es denn in unserer eigenen Tradition gar nichts Vergleichbares? Das wäre doch eine Schande! Müssen wir wirklich erst Buddhisten werden, um meditieren zu lernen?"

Rauh: Das zweite große Kapitel sind also die Meditationsübungen.

Ebert: Ja, und zwar haben wir als Schwerpunkt die christliche Meditation wiederentdeckt, eine Form aus der Ostkirche, nämlich das sogenannte Herzensgebet. Das ist eine sehr alte Form einer kontemplativen christlichen Meditation, die sehr viel mit östlicher Meditation gemeinsam hat, die aber tatsächlich bis ins dritte Jahrhundert zurückgeht, also schon uralt ist. Dazu gibt es wunderbare Schriften, die im Deutschen erst seit Kurzem überhaupt zugänglich sind. Das Zentrum der Meditation ist hierbei aber immer Jesus Christus. Genau das macht den Unterschied aus zu asiatischen Meditationsformen. Das Zentrum ist also nicht z. B. irgendein hinduistischer Gott, sondern das Mantra ist wirklich der Name Jesu Christ. Die Übungen dabei jedoch sind ganz ähnlich wie z. B. im Buddhismus.

Rauh: Ich würde mir jetzt gerne dieses Spirituelle Zentrum St. Martin vorstellen können. Im Moment klingt das für mich aber immer noch wie ein Bildungsangebot. Aber das ist wohl doch mehr.

Ebert: Es ist mehr. Das Dritte sind in der Tat die Seminarangebote zu allen möglichen spirituellen Themen, auch auf dem Grenzgebiet zwischen Psychologie und Spiritualität, auf dem z. B. ich sehr viel arbeite. Und es entsteht dort – wir haben jeden Sonntagabend einen besonderen

Gottesdienst, die so genannte "Martinsmesse" – um dieses Zentrum herum eine Art Personalgemeinde oder auch, wenn Sie so wollen, Basisgemeinde. Das ist eigentlich eine ökumenische Gruppe und sie umfasst Menschen, die nach ihren geistigen Wurzeln suchen, sich aber im traditionellen christlichen Gemeindeumfeld nicht zu Hause fühlen und auch ganz klar sagen: "Der normale Gottesdienst am Sonntag ist nicht unbedingt meine Sache, denn ich möchte nicht, dass mir da gepredigt wird." Oder sie sagen, dass ihnen die Sprache, die dort gesprochen wird, nicht liegt. Bei uns im Spirituellen Zentrum ist daher ein ganz wichtiges Element, dass wir auf Predigten weitgehend verzichten. Stattdessen legen wir gemeinsam einen Bibeltext aus; dabei kann jeder in der gemeinsamen Kommunikation etwas dazugeben und z. B. sagen, was dieser Text in ihm auslöst. Oft ist das auch noch mit einer Körperübung verbunden, indem wir meinetwegen versuchen, eine Heilungsgeschichte darzustellen: Wie fühlt sich das z. B. an, gelähmt zu sein? Das heißt, wir versuchen z. B. in die Körperhaltung eines gelähmten Menschen hineinzugehen. Und dann sprechen wir darüber, was das jeweils in einem selbst auslöst. Das ist daher auch ein Gottesdienst in relativ kleiner Form, d. h. da sind meistens so um die 20, 25 Menschen in einem Stuhlkreis versammelt. Man kennt sich, man kann persönlich sprechen und so ergibt sich da jeden Sonntagabend ein sehr lebendiges Glaubensgespräch. Um diese Mediation herum einerseits und diesen Gottesdienst andererseits entsteht eine Gemeinschaft von Menschen, die vorher größtenteils kaum eine kirchliche Bindung hatten, die z. B. oft in östlichen Religionen unterwegs waren und doch immer gesagt haben: "Eigentlich will ich Christ sein. Gibt es denn nichts, wo ich mit meiner Erfahrung wieder andocken und meine eigenen christlichen Wurzeln wieder entdecken kann? Das ist sozusagen der typische Besucher, die typische Besucherin bzw. sogar das typische Mitglied von St. Martin. Sie haben alle bereits einen eigenen geistlichen Weg hinter sich, sagen aber z. B.: "New Age oder östliche Religion ist ja schön und gut, aber ich will eigentlich Christ sein."

Rauh: Dieses Spirituelle Zentrum St. Martin gibt es ja noch nicht allzu lange.

Ebert: Ja, erst vier Jahre.

Rauh: Haben Sie in den Jahren vorher, z. B. an der Lukaskirche, wo Sie Pfarrer waren, dieses Bedürfnis gespürt, sodass Sie deswegen gesagt haben: "Wir brauchen so etwas!?" Woher kam das? Kam das aus Ihrem persönlichen Erleben?

Ebert: Erstens gebe ich schon seit zwölf Jahren zusammen mit Klara Koller – einer sehr liebe Freundin, übrigens einer Katholikin, die auch den Weg des Herzensgebets geht – an der Lukaskirche und an der Evangelischen Stadtakademie diese Herzensgebetkurse. Als ich vor 13 Jahren als Pfarrer an die Lukaskirche kam, habe ich zusammen mit anderen die Thomasmesse aufgebaut, die man dort bereits vor meiner Zeit initiiert hatte. Diese Thomasmesse ist ein besonderer Gottesdienst: ein "Gottesdienst für Zweifler und andere gute Christen".

Rauh: Ein wunderbarer Titel, den man sich mal auf der Zunge zergehen lassen sollte.

Ebert: Mit dieser Messe haben wir Menschen im Blick, die mit der traditionellen Messe, mit den traditionellen kirchlichen Formen überhaupt so ihre

Schwierigkeiten haben und die sozusagen eine niedrige Schwelle brauchen, um eine neue Erfahrung machen zu können, um eine persönliche Begegnung mit Gott, mit Christus machen zu können. Diese Form der Messe ist vor vielen Jahren in Finnland erfunden worden. Ich habe damals zu denen gehört, die das sozusagen von Finnland nach Deutschland importiert haben. Es gibt jetzt an die 70, 80 Stellen in Deutschland, die diese Thomasmesse anbieten. Diese wunderbare Messe findet bei uns immer am ersten Sonntag im Monat um 18.00 Uhr in St. Lukas statt. Daran war ich also schon länger beteiligt, d. h. diese Grenzgänger haben mich schon immer interessiert. Mich interessieren aber auch diejenigen Kirchenchristen, die sagen: "Wir möchten unsere Spiritualität vertiefen, wir möchten wirklich einen Weg der Meditation, des Gebets gehen. Wir möchten uns aber auch gesellschaftlich für unseren Glauben engagieren, damit unser Leben nicht einfach so bürgerlich dahinplätschert." Daher ist in der Lukaskirche z. B. auch die Obdachlosenarbeit ein wichtiges Thema. Das ist also die Verbindung von Spiritualität einerseits und dem Engagement für die Gesellschaft und hierbei insbesondere für die Armen andererseits. Mir selbst ist es sehr wichtig, diese beiden Aspekte zusammenzubinden. Darum heißt das Motto von St. Martin ja auch: "Schweigen. Reden. Handeln." Es geht also nicht darum, nur irgendwo herumsitzen und den eigenen Bauchnabel anzustarren. Nein, es geht darum, an diese Kraftquellen, an die spirituellen Ressourcen zu kommen, um aus dieser Mitte heraus aktiv werden zu können und etwas beizutragen.

Rauh: Da bildet sich jetzt also z. B. um diese Thomasmesse herum oder im Spirituellen Zentrum St. Martin eine Gemeinde der anderen Art, die es in der evangelischen Kirche bisher noch nicht gegeben hat.

Ebert: Stimmt. Das ist wirklich etwas Neues, das ist Neuland. Aber es entsteht unter dem Dach der Kirche, auch unter dem Dach der Lukaskirche. Ich hatte – aber das liegt vielleicht auch an meinem Charakter – in meinem Leben immer das große Glück, diese Institution Kirche nicht bekämpfen zu müssen: Ich bin Pfarrer dieser Kirche, ich stehe auch dazu und ich schätze auch diese Kirche und ihre Traditionen. Aber ich gehöre eben auch zu den Leuten, die sagen: Um etwas bewahren zu können, muss man es verändern; wer nicht verändert, der bewahrt auch nicht. Wir müssen uns also immer wieder fragen: Wie müssen wir diese alte Botschaft in einer veränderten Zeit weitersagen, welche Formen von Gemeindeleben müssen wir entwickeln, damit die Menschen von heute – vor allem die Großstadtmenschen – damit etwas anfangen können. Unsere kirchlichen Strukturen auch z. B. in unseren Gemeinden entsprechen eher ländlichen Strukturen des 18. und 19. Jahrhunderts, sie passen eigentlich nicht wirklich in die Großstadt.

Rauh: Meinen Sie damit, dass jede Großstadtgemeinde, jede Sprengelgemeinde eigentlich so tut, als sei sie ein kleines Dorf.

Ebert: Ja, am Sonntagvormittag um 10.00 Uhr ist Gottesdienst! Aber das entspricht überhaupt nicht mehr dem Lebensgefühl der Menschen, vor allem nicht in der Großstadt. Alleine die Gottesdienstzeiten, die Gottesdienstformen, dieses sehr stark monologisch angepredigt werden, das alles passt für viele Menschen von heute nicht mehr. Sie wollen sich

stattdessen auseinandersetzen, sie wollen ins Gespräch kommen und sie wollen auch mal Stille haben. In unseren üblichen Gottesdiensten gibt es nämlich überhaupt nie Stille: Da gibt es permanente Beschallung entweder durch Musik oder durch Lesungen, Predigten usw. In diese Nische springt also auf die eine Weise die Thomasmesse und auf die andere Weise das, was wir in St. Martin machen. Hier passieren also die Dinge, die sonst in unserem kirchlichen Leben unterbelichtet sind. Sie geschehen aber unter dem Dach der Kirche.

Rauh: Die ganz offenbar dazulernt.

Ebert: Ja, die dazulernt und die das auch will. Vielleicht auch deswegen, weil im Hinblick auf meine Person an meiner Loyalität gegenüber der Institution Kirche und auch gegenüber dem christlichen Glauben kein Zweifel besteht. Es ist ja oft so, dass die Leute, die für neue Spiritualität, für Meditation usw. eintreten, sehr stark von östlichen Wegen beeinflusst sind, vor allem vom Zen-Buddhismus. Und das macht natürlich vielen Leuten in der Kirche Angst, weil ihnen das zu östlich wird. Ich hingegen habe keine Angst davor, denn ich habe dabei ja viel gelernt. Aber ich muss klar sagen: Das ist nicht mein Weg, ich bin also kein Zen-Buddhist, sondern ich bin Christ und ich suche nach den Wurzeln des christlichen Glaubens. Das spüren die Menschen, die mich kennen, das spüren auch die Kirchenleitungen, sodass sie keine Angst haben müssen, dass ich die Leute, die zu mir kommen, irgendwann nach Indien führe. Sie wissen, dass ich im Dialog auch mit östlichen Religionen versuche, das spezifisch Christliche für uns heute in einer offenen Form herauszufinden, herauszufiltern.

Rauh: Sie haben das Herzensgebet bereits mehrmals erwähnt. Könnten Sie erzählen, was dieses Gebet zu einem christlichen Gebet macht?

Ebert: Das Herzensgebet geht zurück bis zum frühen Mönchtum und auf die alten Wüstenväter und -mütter in der ägyptischen Wüste im dritten, vierten Jahrhundert. Diese Menschen sind damals hinaus in die Wüste gezogen, um Gott zu finden, um sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, um sich selbst auf die Schliche zu kommen. Sie gingen dorthin, um, wie sie selbst gesagt haben, die eigenen Dämonen zu besiegen, um das zu besiegen, was sie von Gott trennt: z. B. die Leidenschaften – die mich in einem anderen Zusammenhang selbst auch sehr beschäftigen –, die uns spirituell blockieren und fixieren. Sie haben gesagt, dass man auf diesem Weg zwei Dinge tun muss: Man muss sich erstens intensiv und realistisch mit sich selbst auseinandersetzen. Da geht es also um diese Leidenschaftslehre, die wir schon bei den alten Wüstenvätern finden können. Das Enneagramm, auf das ich später noch zu sprechen komme, hat damit zu tun. Zweitens haben sie gesagt, dass sie die Leidenschaften nicht selbst bezwingen können, dass sie sich nicht selbst heilen und erlösen können: Man müsse zwar sehr selbstkritisch sein als Voraussetzung, um Zugang zu den eigenen Bestrebungen, Leidenschaften und Gedanken finden zu können, aber die Heilung komme von Gott. Das heißt, man braucht dabei eine innere Ausrichtung auf die Quelle der Heilung, auf das Licht, auf Gott. Schon diese Menschen in alten Zeiten sprachen daher davon, dass es eine Form des Gebets gibt – sie nannten es das "reine Gebet" –, das ohne Worte auskommt, ohne Emotionen, ohne Bilder, das nur eine innere Ausrichtung auf Gott darstellt, also ein Dasein vor Gott. Ein Hilfsmittel dazu

ist vielleicht die Wiederholung eines Psalmverses oder des Namens von Jesus Christus im Rhythmus des Atems. Das ist also ganz nah an östlichen Gebetsformen, wo es ja auch um dieses Dasein geht, um das Körpersein, um das Wahrnehmen des eigenen Selbst, um das Stillwerden und um das Zählen des Atems. Das gibt es also auch alles im Zen-Buddhismus. Beim Herzensgebet ist das die Ausrichtung auf den Namen Jesu Christi oder das Gebet "Herr Jesus Christus erbarme dich meiner". Das wird immer wiederholt, um zu versuchen in diesem Gebet zu bleiben: Wenn Gedanken und Ablenkungen kommen, dann soll man immer wieder zurückkehren in diesen Namen. Da geht es also nicht ums Denken, sondern ums Spüren: Was ist da? Es geht um diese innere Ausrichtung! Das versuchen wir in Kursen und auch in vielen regelmäßigen und intensiven Gebets- und Meditationszeiten in St. Martin zu lehren und anzubieten. Es gibt bei uns zwei Mal in der Woche Meditationszeiten, bei denen die Menschen bei uns einfach sitzen können: Donnerstagabend um sieben und Freitagnachmittag um drei Uhr.

Rauh: All das kann man auch sehr gut auf Ihrer Internetseite nachschlagen.

Ebert: Und einmal im Monat gibt es einen ganzen Tag der Stille, wo man – mit einer kleinen Pause – von morgens um halb neun bis abends um halb sechs sitzt. Dabei gibt es schon auch ein paar Anregungen, aber nur wenige, denn wir sitzen da wirklich in der Stille, und zwar ohne Input.

Rauh: Das klingt immer so einfach.

Ebert: Das ist gar nicht einfach.

Rauh: Ich glaube auch, dass das eher furchtbar schwer ist.

Ebert: Das ist ein langer Übungsweg.

Rauh: Was macht das so schwer? Denn wenn Sie das erzählen, dann klingt das ja recht einfach: Man setzt sich hin und sagt sich immer diesen einen Satz vor ...

Ebert: Das ist in der Tat gar nicht einfach, und zwar deswegen nicht, weil wir in unserer Bildung, weil wir insgesamt in der Gesellschaft, in der wir leben, im Denken und im Handeln geschult werden. Aber wir werden leider nicht geschult im Wesentlichsten, nämlich in der Voraussetzung von Denken und Handeln, in der Wahrnehmung. Und Meditation ist nichts anderes als Wahrnehmung. Meditation heißt also sehen, hören, riechen, schmecken, da sein: "Wo bin ich gerade? Wie spüre ich meinen Körper? Kann ich meinen Atem wahrnehmen?" Es geht nicht darum, den Atem zu kontrollieren, denn es geht überhaupt nicht um Kontrolle, es geht nur um die Kunst des Da-Seins. Das ist das Schwierigste überhaupt: Einfach da sein, nicht denken und nichts tun. Das kann man üben, aber das ist ein Übungsweg, der mühsam ist, weil uns die Gedanken überschwemmen, weil Gefühle hochkommen wie Trauer und Wut. Was macht man in diesem Moment mit diesen Gefühlen? Man soll sie nicht wegdrücken, nicht wegschieben. Wie kann man also das, was ist, da sein lassen und gleichzeitig trotzdem in dieser Ausrichtung bleiben? Es geht darum, dass man sich nicht überidentifiziert mit den eigenen Gedanken und Gefühlen. Stattdessen soll man sich sagen: "Ja, ich habe meine Gedanken und meine Gefühle, aber ich bin nicht meine Gefühle, ich bin nicht meine Gedanken!" Wir in der christlichen Tradition würden auf die Frage nach diesem größten

Geheimnis, also nach dem, wer man ist, antworten, dass man ein Kind Gottes ist, dass man das Ebenbild Gottes ist: Das ist die eigentliche Identität von uns. Aber diese Identität ist oft verstellt durch unsere Gedanken, durch unsere Leidenschaften, durch unsere Gefühle. In der Meditation spürt man sich sozusagen wieder dort hin. Manchmal ist das sehr mühsam, aber es gibt dann auch Augenblicke mit sehr schönen Erfahrungen, in denen man plötzlich spürt: "Ja, ich bin in Gott, ich bin geborgen, da ist alle Angst weg, da ist Frieden in mir. Und es ist gut, was ist. Ich darf also so sein, wie ich bin. Mein Dasein vor Gott ist gut!" Wenn man meditiert, macht man früher oder später diese Erfahrungen: Diese Erfahrung, dieses Wissen: "Es ist gut, dass ich bin, und ich darf so sein, wie ich bin", ist sehr kostbar.

Rauh: Das scheint mir jetzt die stille Variante zu sein von etwas, das Sie ebenfalls veranstalten, nämlich die Straßen-Exerzitien. In diesen Straßen-Exerzitien funktioniert genau dasselbe, allerdings in einer anderen Weise. Ist das richtig?

Ebert: Das ist eine ganz neue Entdeckung von mir. Ich wurde von meinem Verleger immer als "Trüffelschwein" bezeichnet. Ein Trüffelschwein ist ja ein Schwein, das eine Nase hat für diese kostbaren Trüffel. Es stimmt schon, ich bin tatsächlich sehr neugierig und habe irgendwie tatsächlich die Gabe, ab und zu fündig zu werden, irgendetwas zu finden, von dem ich sagen kann: "Ja, das ist für mich spannend und das ist überhaupt für heutige Menschen ein spannender Zugangsweg zu Gott, zum Heiligen, zu sich selbst." Die Straßenexerzitien hat Jesuitenpater Christian Herwartz in Berlin "entwickelt". Dieser Pater ist ein ganz besonderer Mann: Er war Arbeiterpriester und lebt nun schon seit 25 Jahren mit Obdachlosen. Er ist von oben bis unten tätowiert und trägt einen langen Bart. Er sieht tatsächlich selbst wie ein Obdachloser aus, d. h. er ist tatsächlich einer von diesen Menschen geworden und lebt in Kreuzberg in einer Wohngemeinschaft. Ja, er ist wirklich ein ganz besonderer Mensch und ich bin froh, dass ich ihn getroffen habe. Ich habe übrigens merkwürdigerweise meine wesentlichen Impulse von Katholiken, von Franziskaner genauer gesagt, bezogen.

Rauh: Auf einen von denen werden wir später noch zu sprechen kommen.

Ebert: Es kam jedenfalls eines Tages ein junger Jesuit zu Christian Herwartz und sagte zu ihm: "Ich möchte mal bei dir Exerzitien machen, aber nicht in der Bibel lesen, nicht in den Wald gehen, nicht meditieren. Sondern ich möchte Gott in der Stadt finden, mitten im Alltag." Denn auch Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, hat als spirituelles Ziel den wunderbaren Satz gesagt, man müsse Gott in allen Dingen suchen. Wenn man das konsequent verfolgt, wenn man das ernst nimmt, dann muss Gott doch an jeder Straßenecke und in jedem Menschen zu finden sein. Man sieht ihn zwar nicht gleich, aber man kann ihn auch dort suchen. Bei diesen Straßenexerzitien sind zehn Menschen zehn Tage lang in einer Großstadt zusammen unterwegs. Sie übernachten meistens in einer Obdachlosenunterkunft, bekochen sich gegenseitig usw. Das Ganze kostet kein Geld, denn das ist ein geldfreies Projekt. Jeder Einzelne ist dabei den ganzen Tag unterwegs. Am Morgen gibt es noch einen geistlichen Impuls.

Rauh: Jeder ist dann alleine unterwegs?

Ebert: Ja, man ist einzeln unterwegs. Darauf kommt es an, erst abends gibt es den Austausch. Abends wird es spannend, wenn man erzählt, was man alles

erlebt hat und einem die anderen bei der Deutung helfen, was einem den ganzen Tag über passiert ist. Es geht also darum, mitten im Leben Gott zu suchen. Wie findet man ihn? Indem man zuerst einmal dem eigenen Impuls folgt, dem eigenen Herzen. Oder man findet ihn, wenn man unterwegs ist und einem plötzlich etwas auffällt, einem etwas Seltsames begegnet, bei dem man normalerweise vielleicht sogar schnell weiterlaufen würde. Um es mal einfach zu machen: Man trifft unterwegs z. B. einen Bettler. In so einem Moment sollte man sich sagen: "So, jetzt bleibe ich mal stehen! Ich stelle mich jetzt dem, was ich sonst vielleicht vermeide, und lasse mich auf eine Begegnung, auf ein Gespräch ein." Häufig beginnen diese Gespräche so, dass jemand zu einem Bettler sagt: "Du, ich suche Gott, kannst du mir einen Tipp geben, wo ich ihn finde?" Man wird auf so eine Frage nie ausgelacht, denn Bettler, Prostituierte, sind in der Regel die, die darauf eine sehr gute Antwort geben. Auch und vor allem Kinder geben sehr gute Antworten, wenn man mitten in der Stadt so eine Frage stellt. Und dann soll man diesem Tipp auch nachgehen. Die Leute, die dabei mitmachen – ich selbst habe auch schon mitgemacht, heute begleite ich nur mehr die Menschen, die das machen –, machen die unglaublichsten Erfahrungen. In diesen zehn Tagen hat man wirklich den Eindruck, dass da im Himmel für jeden ein Drehbuch, eine tolle Inszenierung geschrieben wird, sodass jeder genau an das eigene Thema herankommt. Einer hat danach einmal gesagt: "Ihr müsst das alles ja mindestens ein Jahr lang vorbereitet haben mit Tausenden von Laienschauspielern, die ihr überall aufgestellt habt, um diese Inszenierung hinzubekommen! Jeden Tag passiert haarklein das, von dem ich gedacht habe, dass ich genau das jetzt gebraucht habe." Und dann ist es eben auch sehr spannend, wenn man am Abend gemeinsam danach fragt, ob man tagsüber Gott gesehen hat: "Wo war er und wie war dieser Gott, den du gesehen hast? Wie ist er dir begegnet?" Denn es geht ja nicht um den Namen G-o-t-t, sondern um die Frage, welcher Gott einem begegnet ist: "War das der liebende Gott? War es der herausfordernde Gott? War es der hässliche Gott, der armselige Gott, der leidende Gott? War es der fröhliche Gott?" Denn auch Gott hat ja viele Gesichter und deswegen wird gefragt: "Welches Gesicht Gottes hat sich mir heute gezeigt und was macht es mit mir?" Abends ist dann auch immer ein Gottesdienst. Wie gesagt, in diesen zehn Tagen der Suche nach Gott passiert sehr viel. Hinzu kommt, dass jeder in dieser Kleingruppe ja immer auch die Geschichten der anderen mitbekommt, sodass sich das alles auch gegenseitig befruchtet. Diese Straßensexerziten sind also eine wunderbare Sache.

Rauh: Ganz zentral ist hierbei zu begreifen – ich musste das erst begreifen, wie ich zugeben muss –, dass es tatsächlich um die Suche nach Gott geht. Das traditionelle Verhalten ist ja: Wenn ich als Kirchengemeinde-Christ, wenn ich mich mal so bezeichnen darf, durch die Stadt gehe und einen Bettler sehe, dann sollte ich mich als Christ in der Pflicht fühlen, ihm zu helfen. Wenn ich das mal pathetisch formulieren darf: Wenn man als Christ durch die Welt geht, dann will man sie in Vertretung von Jesus retten. Man hat also ständig das Gefühl: "Ich muss etwas tun, ich muss etwas leisten! Ich muss Menschen helfen!" Das geht aber nicht, denn ...

Ebert: Ja, da hat man dann wieder einmal eine ganz tolle Rolle: "Ich bin der Helfer! Ich bin der Gutmensch!"

- Rauh:** Ist das nicht traditionellerweise die Rolle eines Christenmenschen, dass er diesen Auftrag in sich fühlt?
- Ebert:** Christliche bzw. diakonische Sozialarbeit läuft oft Gefahr, dass die Menschen sich gut fühlen als Helfer und als Gutmenschen, die für die Armen etwas tun.
- Rauh:** Aber natürlich ist auch die Qualität wichtig und es tun wirklich sehr viele Menschen etwas für Arme und Bedürftige.
- Ebert:** Wunderbar. Und trotzdem ist es "nur" der erste Schritt.
- Rauh:** Aber das ist doch ein ganz anderer Zugang als diese Straßenexerzitionen.
- Ebert:** Genau. Da geht es nämlich um die Identifikation und gerade nicht um die Aufrechterhaltung der Rolle des Helfers. Ich gehe nicht als Pfarrer dort hin und gebe mich dort auch nicht als Pfarrer zu erkennen. Wenn ich bei den Straßenexerzitionen in die Suppenküchen gehe, dann frage ich nicht, ob ich den Leuten dort helfen kann, Suppe auszuschenken. Nein, dann stelle ich mich an und lasse mir einen Teller Suppe geben. Das heißt, ich gehe auch einmal in diese andere Rolle hinein. Es gibt auch Leute, die sich die ganzen zehn Tage nur als Bettler vor eine Kirche gesetzt haben. Sie haben einfach zehn Tage lang ausprobiert, wie sich das anfühlt, wie sie von den Menschen angeschaut werden, wie sie einem begegnen, was man erlebt, wenn man nur in dieser Rolle des Bedürftigen lebt und gar nichts anderes macht. Das war ein hoch gelehrter Theologe, der das gemacht hat: Auf die "andere Seite" zu gehen, war eine ganz, ganz wichtige Erfahrung für ihn.
- Rauh:** Was macht so etwas mit Ihnen?
- Ebert:** Ich habe nicht gebettelt bei Straßenexerzitionen – bis jetzt noch nicht. Ich bin dabei in Berlin gewesen, weil ich ja gebürtiger Berliner bin, und wusste vorher auch noch nicht, was ich machen werde. Ich bin dann bei diesen Straßenexerzitionen meiner Familiengeschichte nachgegangen. Mein Großvater wurde von den Nazis in deren Euthanasieprogramm ermordet, weil er geisteskrank war. Ich habe seine Spuren gesucht und einen Platz, an dem ich trauern kann. Ich habe zehn Tage gebraucht, um überhaupt etwas dazu zu finden, denn ich habe gemerkt, wie versteckt das heute alles ist: Keiner kümmert sich um dieses Thema. Die Ausstellung dazu war z. B. verrammelt, man hatte keinen Schlüssel. Als ich dann endlich einen Schlüssel hatte, um diese Euthanasieausstellung in Berlin zu sehen, gab es ein einziges Tohuwabohu: Niemand kümmerte sich. Es war für mich ganz schrecklich zu sehen, dass es da keine Sorgfalt gibt, um diesem Thema Raum zu geben. Ich habe wirklich zehn Tage gebraucht, um einen Ort zu finden, an dem ich endlich weinen konnte um meinen Großvater. Das war mein Thema. Jeder hat bei diesen Straßenexerzitionen ein Thema, das sich ganz plötzlich zeigt. Man kann so etwas also überhaupt nicht planen.
- Rauh:** Das heißt, Sie hatten sich nicht vorher vorgenommen, das zu klären, sondern Sie haben auf das reagiert, was kommt.
- Ebert:** Ja, bei mir war es so. Zwischendrin bin ich dabei auch auf andere Menschen gestoßen, die auf der Straße gelebt haben. Da gab es z. B. einen kanadischen jungen Mann, der einfach auf der Straße saß, ohne zu betteln. Neben diesem Mann habe ich mich zwei Stunden lang gesetzt, um mit ihm über den Sinn des Lebens zu sprechen. So etwas kam zwar auch vor, aber

mein eigentliches Thema war diese Klärung, diese Begegnung mit dem Nationalsozialismus, der in der Biografie meiner Vorfahren eine sehr starke Rolle gespielt hat. Mich interessierte, was da Schlimmes passiert war: Ich wollte dem dann auch Raum geben in mir. Das war also meine Gottesbegegnung.

Rauh: Ihre Gottesbegegnungen haben viel mit Psychologie zu tun. Darf man das so platt sagen?

Ebert: Nein, das darf man nicht so platt sagen. Ich habe weder Psychologie studiert, noch bin ich Psychologe, sondern ich glaube, dass echte Spiritualität und gute Psychologie einander brauchen. Echte Spiritualität ist, wenn ich das mal so sagen darf, immer eine Doppelbegegnung: Das ist eine Begegnung mit Gott. Sie findet aber nicht im luftleeren Raum statt, nicht in Gedankengebäuden, sondern in sich selbst. Das ist also eine Gottesbegegnung und auch eine Selbstbegegnung: Diese beiden gehören ganz eng zusammen. Pascal, der große Mathematiker und christliche Philosoph, hat einmal gesagt, Gottesbegegnung ohne Selbstbegegnung führe in den Hochmut. Denn man könnte dabei in ein religiöses Pharisäertum kommen. Wenn man sich nicht wirklich selbst begegnet dabei, dann kann Religion ja in der Tat dazu führen, dass man sich überlegen fühlt über andere, weil man sagt: "Ich habe Gott gesehen und ich bin auf der richtigen Seite!" Das einzige Heilmittel dagegen ist eine gründliche Begegnung mit sich selbst. Pascal sagt aber auch, Selbstbegegnung oder Selbsterfahrung ohne Gottesbegegnung führt in die Verzweiflung. Wenn man sich selbst anschaut, wenn man die eigenen Abgründe und Tiefen erkennt und dabei keine Begegnung mit einem liebenden, gnädigen Gott erfährt, dann hält man sich in der Regel nicht aus. Deswegen müssen so viele Menschen dieser Selbstbegegnung ausweichen. Eine echte Gottesbegegnung, sei es nun in der Meditation oder bei den Straßenexerzitien, erlaubt einem stattdessen, sich selbst gründlicher, realistischer und illusionsloser anzuschauen. Davon bin ich jedenfalls überzeugt und deswegen arbeite ich auf dieser Schwelle zwischen Selbsterfahrung und Gotteserfahrung, zwischen Spiritualität und Psychologie. Aber mir geht es nicht um Psychologie an und für sich. Deshalb interessiert mich die Psychologie nur, insofern sie dieser ganzheitlichen Begegnung, dieser Selbstbegegnung und Gottesbegegnung dient.

Rauh: Ein großes Feld auf diesem Weg ist wohl die Arbeit am Enneagramm. Sie haben als Mitautor zusammen mit Richard Rohr dieses Buch hier geschrieben: "Das Enneagramm. Die neun Gesichter der Seele." Es wird demnächst ein zweites Buch erscheinen mit dem Titel "Die Spiritualität des Enneagramms". Dieses erste Buch hier ist nicht ganz leicht zu lesen: Das ist keine Lektüre für das Stündchen vorm Einschlafen, sondern das ist tatsächlich eine "Arbeitsgrundlage", wenn man selbst weiterkommen will mit der Selbstbegegnung und vielleicht auch der Gottesbegegnung.

Ebert: Nun, das ist schon auch humorvoll und journalistisch geschrieben, das ist keine wissenschaftliche Lektüre.

Rauh: Ja, das stimmt selbstverständlich, es ist gut geschrieben. Aber es ist keine leichte Lektüre für die U-Bahn.

Ebert: Das ist es nicht.

- Rauh:** Was ist das Enneagramm?
- Ebert:** Auch das Enneagramm geht, jedenfalls nach meinen Forschungen, auf die Wüstenväter zurück. Insofern passt es gut mit dem Herzensgebet zusammen, denn es stammt aus denselben Wurzeln, nämlich aus dem frühen Christentum. Diese Wüstenmönche haben in der Auseinandersetzung mit sich selbst eben auch wesentliche Erfahrungen gemacht. Evagrius Ponticus war einer von diesen Wüstenmönchen: Er hat als erster neun Leidenschaften herausgearbeitet. Er sagte, dass es neun Leidenschaften gibt, die uns so besetzt halten, auf die wir fixiert sind, dass sie uns auf unserem Weg zu uns selbst und letztlich auch zu Gott hindern. Diese neun Leidenschaften müssen wir kennenlernen, um dann eine nach der anderen sozusagen abzuarbeiten, zu bearbeiten. Das ist jedenfalls eine der Grundlagen. Wie dann das Enneagramm als Modell entstanden ist, ist etwas geheimnisvoll und auch etwas legendenumwittert. Das weiß keiner so ganz genau. Im 20. Jahrhundert taucht diese Leidenschaftslehre jedenfalls wieder auf in Form dieses Modells, des Enneagramms, wo neun Typen, neun Verhaltensmuster bzw. neun Charaktermuster beschrieben werden. Jedes dieser Muster basiert auf einer dieser Leidenschaften oder auch, wie wir sie in unserem Buch nennen, "Wurzelsünden", für die wir besonders anfällig sind oder die bei uns in unserer Seele eben besonders angedockt haben.
- Rauh:** Wobei aber jetzt das Wort "Wurzelsünde" sehr, sehr negativ klingt.
- Ebert:** Genau.
- Rauh:** Das Wort "Leidenschaften" klingt ein bisschen wertfreier.
- Ebert:** Genau, in meinem neuen Buch nenne ich das auch tatsächlich nur mehr "Leidenschaften".
- Rauh:** Denn das sind ja auch durchaus Stärken. Deshalb soll sich das jetzt nicht so anhören, als würde jeder von uns eine große Sünde mit sich herumtragen, die er abarbeiten muss.
- Ebert:** Genau, die katholische Lehre von den sieben Hauptsünden ist später dann ja ebenfalls aus dieser Lehre hervorgegangen: Die Katholiken haben also gleich mal zwei dieser Sünden gestrichen. Interessanterweise gibt es die Lüge, die durchaus ursprünglich eine Hauptsünde war, im katholischen System nicht mehr. Man könnte nun lange darüber philosophieren, warum gerade sie gestrichen wurde. Im Enneagramm gibt es daneben auch noch die Furcht als eine der neun Leidenschaften. Auch sie ist im klassischen katholischen Sünden katalog nicht vorhanden. Eine der Theorien zur Erklärung ist, dass die Kirche selbst so stark mit Lüge und Furcht operiert hat, dass sie diese beiden nicht zu Hauptsünden machen konnte. Aus der Not hat sie stattdessen eine Tugend gemacht und gesagt: "Ja, ja, Furcht ist etwas sehr Gutes! Ihr müsst euch fürchten! Vor allem vor der Hölle und vor Strafe!" Deswegen ist Furcht keine Sünde, sondern Furcht ist etwas Positives geworden. Es gibt große Theorien zum Zusammenhang von Christentum und Angst bzw. wie überhaupt institutionalisierte Religionen oft auf der Angst basieren, dass sie also die Angst von Menschen ausnützen, statt sie bei ihrer Sehnsucht zu packen, bei ihrer Gottesliebe. Denn die einzige legitime Form von Religion ist meiner Meinung nach diejenige, die andockt an unsere Sehnsucht nach Leben, an unsere Gottesliebe, und

nicht diejenige, die Angst vor der Hölle oder vor Strafe macht. Im Enneagramm gibt es also auch einen Typus, der besonders auf dieser Angst basiert, und einen anderen, der auf der Lüge, auf dem Betrug basiert. Daneben gibt es noch solche Leidenschaften wie Stolz, Habsucht, Neid, Völlerei, Trägheit oder Übergriffigkeit bzw. Schamlosigkeit usw. Aus diesen Begriffen entwickeln sich also neun Charaktertypen, die man sehr gut beschreiben kann und die auch ihre eigene Dynamik haben. Das Enneagramm arbeitet zunächst einmal damit, sie zu beschreiben und den Menschen dabei zu helfen, überhaupt erst einmal herauszufinden: "Was ist denn eigentlich mein Ding? Welcher Typus bin ich? In welchem Muster bin ich fixiert?" Man macht das deswegen, um dann auch Wege aus dieser Fixierung heraus zu finden. Mein neues Buch trägt daher den Untertitel: "Von der Fixierung zur Befreiung". Es geht also um den Weg, wie man diese Engführung, diese Einseitigkeit verlassen kann: Was und wo sind die Türen, die einen in die Weite führen, sodass der Horizont größer wird und man nicht immer und immer wieder automatisch dasselbe Muster, das man bereits mit sieben Jahren gespielt hat, auch noch mit 85 Jahren im Altenheim spielen muss. Denn es ist ja eigentlich tragisch, wenn Menschen so gefangen bleiben in einer ganz bestimmten Charakterfixierung.

Rauh: Wobei mir das Wort "Verhaltensmuster" doch sehr viel besser gefällt als das vorherige Wort "Wurzelsünde", das mir einfach zu negativ klingt. Ich weiß natürlich, dass Sie das nicht so meinen: Das sind nicht ständig Fehler, die man macht, das ist nicht etwas Negatives, das man andauernd macht.

Ebert: Es geht nicht um richtig oder falsch.

Rauh: Genau, es geht stattdessen um die Fixierung auf bestimmte Muster.

Ebert: Ja, diese Fixierung ist insofern tragisch, weil man zuerst einmal lernen muss, dass die eigene Fixierung bestenfalls nur ein Neuntel der Wirklichkeit erfasst. Wir meinen ja oft, es sei der Weisheit letzter Schluss, wie man selbst denkt oder die Dinge wahrnimmt. Und dann fragt man sich natürlich, warum die anderen nicht auch so sind. Wenn man diese Fixierung loswird, hilft einem das erstens, barmherziger mit anderen umzugehen. Man merkt: "Aha, die ticken anders, aber das ist in Ordnung. Meine Art zu ticken ist auch in Ordnung, aber sie ist eben nur eine von vielen möglichen. Diese Menschen sind also eine Bereicherung für mich und keine Bedrohung." Insofern ist das Enneagramm für mich ein Werkzeug der Barmherzigkeit, um mit mir selbst und auch mit anderen barmherziger umgehen zu können. Es nützt mir aber auch, um mich selbst realistischer sehen zu können. Ich gebe ja auch Kurse und dieses Buch ist, wie man einfach sagen muss, ein Lebensläufer: Es wurde seit 20 Jahren unendlich oft verkauft und in 17 Sprachen übersetzt. Ich bekomme deswegen viel Post und immer wieder sagen mir Leute: "Ich habe dieses Buch gelesen und schon nach zehn Minuten habe ich gemerkt, dass ich mich so, wie ich da beschrieben werde, noch nie wahrgenommen habe." Eine Dame, die ich für das neue Buch interviewt habe, hat mir gesagt: "Ich habe das dann gleich beim Mittagessen meinen Kindern vorgelesen. Sie haben gesagt, dass das doch nicht möglich sei: 'Dieser Autor kennt dich doch gar nicht, woher weiß der so genau, wie du bist?' Sie haben immer nur 'genau', 'genau' gesagt, als ich ihnen das vorgelesen habe." Das heißt, auch die Umwelt hat in diesem Fall zu dieser Dame gesagt: "Ja, das bist du!" Das ist zuerst einmal für viele

schon auch erschreckend: "Um Gottes willen!" Das heißt, es zerstört auch Illusionen. Aber das Zerstören von Illusion ist einfach notwendig und ist deswegen auch gut. Denn das Ziel besteht ja darin, unser wahres Wesen, unser wahres Selbst ans Licht kommen zu lassen. Und dieses wahre Selbst ist viel größer und schöner als das Muster, in dem wir gefangen sind. Wir sind keine Nummer, kein Muster!

Rauh: Wie kann denn diese Befreiung, diese Ausweitung der Möglichkeiten funktionieren?

Ebert: Da gibt es viele Wege, und diese Wege werde ich in meinem Buch eben auch beschreiben. Damit bindet sich nun der Sack quasi wieder zu, weil ich eben glaube, dass einem dabei solche Übungswege wie Meditation helfen können oder so etwas wie Straßenexerzitien oder geistliche Begleitung durch Menschen, die auf diesem geistigen Weg bereits ein Stück weit gegangen sind. Aber auch Auszeiten können einen auf diesen Weg bringen. Ich selbst gehe z. B. gerne pilgern auf dem Jakobsweg. Auch solche Dinge, wie vier Wochen einfach nur zu wandern, zu pilgern, können dazu beitragen, dass sich die eigenen Muster lösen. Ich glaube ja sehr stark an Kombinationstherapien. Es geht darum, dass man zuerst einmal herausfindet, wie der eigene Weg ausschauen kann, was für einen selbst wichtig und richtig ist. Denn regelmäßige und tägliche Meditation kann, wie ich meine, für viele Menschen ein ganz hilfreicher Weg sein, aber eben nicht für alle Menschen. Depressiven Menschen würde ich z. B. nicht unbedingt empfehlen, sich hinzusetzen und zu meditieren, denn sie schrauben sich sonst womöglich noch tiefer in ihre Depression hinein. Für diese Menschen kann z. B. Pilgern oder Sport, meinetwegen Kampfsport, viel besser sein. Das heißt, es ist ganz gut, wenn man einen Begleiter hat, um herauszufinden, was für einen selbst ein Weg ist, um aus der Enge in die Weite zu kommen, um sich selbst zu entdecken als der, der man wirklich ist, der man auch vor Gott wirklich ist, um in diese Selbstliebe hineinzuwachsen, in diese Selbstannahme.

Rauh: Selbstliebe war früher immer ein negatives Wort in der Kirche.

Ebert: Ja, leider, aber nicht bei Jesus! Denn Jesus sagt: "Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst!" Das sind nämlich kommunizierende Röhren: Man kann Gott nicht mehr lieben als sich selbst und man kann auch den Nächsten nicht mehr lieben als sich selbst. Dieses Dreieck aus Gott, der Nächste und ich ist wirklich ein System kommunizierender Röhren. Wenn einer meint, er liebe zwar Gott, aber nicht seinen Nächsten, dann ist das eine Illusion. Man kann auch nicht den Nächsten auf Kosten von sich selbst lieben. Wenn also die Selbstliebe und die Selbstfürsorge unterentwickelt sind – das ist z. B. bei Typus 2 der Fall, dem ich selbst angehöre, d. h. ich weiß, wovon ich hier spreche –, dann besteht immer die Gefahr, dass man ein Helfer ist, dass man für andere immer da ist, während man sich selbst vernachlässigt. Da sagt mir eben das Enneagramm: "Pass auf! Die Balance stimmt nicht, denn Geben und Nehmen müssen im Leben ausgeglichen sein." Es ist auch ein falscher Stolz, wenn man sagt: "Ich gebe immer, brauche selbst aber niemanden!" Nein, man muss auch lernen zu empfangen, zu nehmen.

Rauh: Es wäre ja schön, wenn diese Ideen und diese Arbeit, wie Sie sie im Spirituellen Zentrum St. Martin machen, ausstrahlen würden. Strahlt das

bereits aus? Sie gehen ja auch viel in andere Institutionen, in Kirchengemeinden usw. und erzählen darüber.

Ebert: Mir reicht das eigentlich bereits. Denn erstens sage ich: Small is beautiful, klein ist schön. St. Martin ist ja in einem Hinterhof. Wir sind nur ein kleines Zentrum, das auch ein bisschen am Rande liegt, d. h. man muss uns ein bisschen suchen, wenn man uns finden will. Ich feiere nämlich lieber einen Gottesdienst mit 20, 25 Leuten in einem Kreis, in dem man sich wahrnimmt, in dem man miteinander im Gespräch ist, als an Heiligabend vor 1500 Leuten eine Predigt zu halten. Das lasse ich dann doch lieber meine Kollegen machen und sage: "Nein, das mag ich nicht, in so eine Masse hineinreden, wo es keine Resonanz gibt, wo kein Gespräch zustande kommt." Ich glaube wirklich, dass im spirituellen und geistlichen Bereich kleine Zellen entscheidend sind, möglichst viele kleine Zellen, in denen Menschen wirklich unterwegs sind miteinander, sich einlassen aufeinander, sich zeigen, sich preisgeben und einen Weg miteinander gehen. Das ist etwas, was ich mag und wofür ich auch arbeite. An die große Kirchenreform glaube ich nicht, aber ich glaube daran, dass die christlichen Kirchen immer Orte waren, in denen ganz, ganz viel echtes geistliches, spirituelles Leben möglich ist und passiert. Aber 90 Prozent von dem, was wirklich echt ist, passiert sehr verborgen im Hintergrund. Und dort soll es auch bleiben. Das heißt, das ist nicht plakatierbar, es muss auch nicht plakatiert werden und wirkt trotzdem.

Rauh: Das wünsche ich Ihnen natürlich von Herzen, ebenso wie all denen, die sich im Zentrum St. Martin ebenfalls engagieren und mitarbeiten. Noch eine kleine Fußnote zur Institution: Die Kirche hat dieses Zentrum zwar unter ihrem Dach und finanziert es auch zu einem Teil, aber ...

Ebert: Die Kirche zahlt mein halbes Gehalt. Das heißt, wie alle spirituellen Einrichtungen sind auch wir outgesourct. Ich finde das schon ein bisschen problematisch: Die Kirche, auch die evangelische Kirche, sagt ja, Spiritualität sei heute ganz, ganz wichtig. Aber es steht kein Geld dafür zur Verfügung, das Geld dafür geht wirklich gegen null. Das verstehe ich nicht, ich verstehe nicht, warum da nicht investiert wird, warum man gerade in diesem Bereich die Budgets noch und nöcher herunterfährt. Auch meine halbe Stelle steht bereits wieder in Frage: Man weiß nicht, ob ich auch in Zukunft noch zur Hälfte von der Kirche bezahlt werde. Vielleicht glaubt man auch, dass das ein Bereich ist, der sich langfristig von alleine tragen kann. Wir haben auch in der Tat einen Trägerverein gegründet und kommen auch hin mit dem Geld. Aber man merkt doch, dass da eine Unsicherheit vorhanden ist: Es gibt kein echtes Konzept der Kirche, wie man die Behauptung, dass allgemein so viel spirituelle Suche da sei und dass wir als Kirche auch dafür verantwortlich sind, irgendwie umsetzen will, wie man sie in ganz reale Projekte umsetzen will. Das, was da kommt, was die Kirche wirklich unterstützt, ist nämlich eher dünn und dürrtig. Ich würde mir also diesbezüglich ein stärkeres finanzielles Engagement der Kirche wünschen. Aber wir in unserem Zentrum überleben auch so, d. h. letztlich sind dann diese finanziellen Fragen für uns auch nicht so wichtig.

Rauh: Wir schließen also mit einem Wunsch und dem großen Optimismus, dass das Spirituelle Zentrum St. Martin auch so überlebt.

Ebert: Wir überleben auch so ganz bestimmt.

Rauh: Alles Gute für Sie.

Ebert: Herzlichen Dank.

Rauh: Ihnen, liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Bis zum nächsten alpha-Forum.

© Bayerischer Rundfunk